

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 121.

Mittwoch, 24. Mai.

1916.

(15. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Beder (Wiesbaden).

„Gut, du kannst gehen; sage dem Herrn, daß ich nicht gestört sein will.“ Doch, als die Jose schon eine Weile fort war, stand Vera noch immer, hielt den Brief, der an ihre frühere Adresse gekommen war und den die Mutter ihr wohl zugeschickt hatte, in der Hand. Eine unbegründliche Furcht ließ sie zögern ihn zu öffnen.

Nochmals las sie die Adresse:

„Ihrer Hochwohlgeborenen Madame Vera Alexandrowna Lepešchowa“ — ihr Haus, der Name ihres verstorbenen Mannes, wie fremd ihr der vorkam, so, als ob nicht sie gemeint sein könne, als ob sie nie diesen Namen geführt hätte.

Und immer noch das Angstgefühl: was kann der Brief enthalten, was mag darin stehen?

Sie hörte draußen Geräusch auf dem Korridor, vielleicht ging Boris mit seinen Kameraden fort, zählte ihr wohl, daß sie nicht zurückgekommen, sich hatte krank melden lassen.

Da wurde auch schon an der Tür geklopft, eine Hand faßte gleichzeitig nach dem Griff und versuchte zu öffnen, dann, als die Tür nicht nachgab:

„Vera, bist du hier, warum hast du dich eingeschlossen?“

Sie wollte erst nicht antworten, so tun, als ob sie schon schlief, doch als Boris nochmals rief:

„Vera, öffne doch, was ist denn was hast du?“ Sagte sie: „Verzeih, ich habe mich schon hingelagt, ich habe furchtbare Migräne, ich muß Ruhe haben, ich kann nicht öffnen.“

Einen Moment lang schwieg er, als ob er überlegte, dann nur noch ein paar Worte:

„Also gute Besserung, ich komme morgen nachsehen, wie es dir geht.“

Seine Hand ließ den Türgriff los, sie hörte seine sich entfernenden Schritte, die Wohnungstür wurde geöffnet und geschlossen, es wurde still um sie her.

Den Brief hatte sie, während Boris vor ihrer Tür stand, aus der Hand gelegt, jetzt nahm sie ihn wieder von dem Tische auf, öffnete das Kuvert, doch ehe sie las, sah sie nach der Unterschrift: erst drei Kreuze, daneben Wawara Chološtowa und weiter unten: Peter Petrowitsch Petrov — Schreiber.

Also eine des Schreibens Unkundige, für die der Dorschreiber das besorgt.

Vera schüttelte den Kopf — ein ihr ganz unbekannter Name. Nach einigen Nachdenken fiel ihr ein: Wawara hieß die Haushälterin des Generals, er hatte oft ihren Namen genannt, noch lange nach jener Zeit hatte Vera sich daran erinnert. Es war auch einmal die Rede davon gewesen, daß er Wawara fortzuschicken müsse, sie sei so viele Jahre bei ihm, da tue es nicht gut, trenn er sie mit in die neuen Verhältnisse nähme. Nachdenklich hatte er hinzugefügt: „Sie würde uns alle beide beherrschen wollen.“

Vera hatte damals nichts darauf erwidert, die Haushälterin war ihr unsympathisch, sie hatte gefühlt, mit welchen Blicken sie diese immer ansah, deutlich stand

darin zu lesen, daß sie sie haßte und wütend darüber war, daß sie ihr weichen mußte.

Auch als sie ihr dann die Erkrankung des Generals melden kam, und später, als der General Vera zu sich bitten ließ, hatte die Haushälterin sie mit bösen Augen angesehen.

Was wollte diese Frau jetzt von ihr? Schnell fing sie an zu lesen:

„Hochwohlgeborene gnädige Frau
Vera Alexandrowna!

Verzeihen Sie, wenn eine arme Kranke sich an Sie wendet und um Ihren Beistand bittet. Sie erinnern sich wohl noch an mich, Wawara Wassiljewna Chološtowa, Haushälterin beim General Pastuchow, Gott habe ihn selig. Der liebe, gute gnädige Herr, wer hätte sich denken können, daß er mich alte Person, die ihm so viele Jahre treu gedient hat, ohne Abscheu lassen würde. Aber nichts habe ich erhalten, nichts, trotzdem der Herr Notar damals nach dem Begräbnis gesagt, daß ich ruhig in meine Heimatstadt fahren solle, er würde mich, wenn der Selige mir etwas hinterlassen, benachrichtigen. Darum habe ich auch damals nicht beim jungen Herrn gebeten und jetzt, als ich ihm geschrieben, habe ich keine Antwort bekommen, wir dachten doch auch, daß Sie, hochwohlgeborene Herrin, einen großen Teil des vielen Geldes bekommen sollten, Sie und der junge Herr sollten zur Hälfte erben, so hieß es im Hause. Das habe ich gehört, auch der Maxim, der alte Diener, der inzwischen auch in sein Dorf gefahren ist, damals als Sie den Herrn General besuchten, als ich Sie herunterbitten mußte und dann der Geistliche und der Herr Notar kamen. Immer habe ich gewartet, es ist nichts gekommen, ich bin sehr krank gewesen und meiner Tochter geht es mit ihren vielen Kindern schlecht. Mein bißchen Erspartes ist fort, unser Häuschen ist abgebrannt mit all den anderen Häusern im Dorf, alles dabei verloren, verbrannt und gestohlen. Der Mann von meiner Tochter ist Rutscher in Moskau und schickt nur wenig, da hat mir Gott eingegeben, an Sie zu schreiben, hochgeborene Herrin. Geben Sie einer alten, treuen Dienerin von Ihrem großen Reichtum, Gott wird es Ihnen lohnen.“ —

So ging der Brief noch weiter, immer die gleiche Bitte und der Hinweis, daß sie, Vera, so viel Geld erhalten habe.

Vera saß und starrte auf den Brief. Was war das, was klabberte die Frau da? Gewiß, nach den Worten des Generals hatte sie gehofft — nicht auf einen großen Teil des Geldes, aber auf eine Sicherstellung ihrer Zukunft, hatte sich nur schwer in die Enttäuschung gefunden, als sie dann später einsehen mußte, daß der General sie nicht bedacht. Boris alles allein geerbt hatte.

Mit dem schnellen Tode des Generals hatte sie sich das erklärt — an einem neuen Testament war ihm wohl keine Zeit geblieben. Der alte Geizhals Herr hätte

ihr gewiß keine Hoffnung gemacht, wenn er nicht die Absicht gehabt, für sie zu sorgen.

Und nun diese Nachricht: die alte Frau wollte wissen, daß alles doch noch vorher bestimmt war — sie hatte wohl gehorcht und spioniert, als Geisflücker und Notar bei dem Kranken im Zimmer waren — sollte es möglich sein, daß der General doch noch zu ihren Gunsten testiert, das Testament verloren — oder —

Sie schrak zusammen: ein Betrug — wer, wer konnte einen solchen verübt haben, wer außer Boris hatte Interesse daran und dieser — nie würde er sich einer unehrenhaften Handlung hingeben haben.

Wohnte konnte das Testament nur verloren sein, man mußte danach suchen, vielleicht war noch etwas zu retten, sie wollte mit Boris sprechen, er würde ihr gewiß beistehen.

Jetzt bedauerte sie, daß er schon fortgegangen, gleich jetzt hätte sie sprechen, seinen Rat erbitten mögen. Ganz unmöglich erschien es ihr, eine Nacht darüber hingehen zu lassen, nicht sofort etwas tun zu können.

Dabei drängte sich ihr immer von neuem der Gedanke auf: Aber Boris allein ist der Erbe, was ich verlange, wozu ich seinen Rat erbitten will, richtet sich gegen ihn — er soll herausgeben, was er besitzt. Als ob sie das für etwas Undenkbare hielt, schüttelte sie langsam den Kopf: wo findet sich ein Mensch, der das tun würde?

Und gleich hinterher sich wieder beruhigend: er ist Edelmann, Kavalier durch und durch, nie wird er belauschen wollen, was ihm nicht zukommt.

Ein Stid der letzten Vergangenheit ließ sie an sich vorüberziehen.

Wie glänzend hatte er alles für sie eingerichtet, mit welcher reichlichen Mitteln verfuhr er sie — oft hatte sie ihn selbst daran hindern wollen, das Geld für sie nicht so hinauszuwerfen. Einmal hatte er auch davon gesprochen, ihr ein Kapital sicherzustellen und es war bei dieser Gelegenheit zu einem ernsten Streit gekommen: Sie, die immer in der Hoffnung lebte, daß er sie zu seiner Frau machen würde, hatte ihn mit Vorwürfen überschüttet: daß er sie betrogen, daß er danach trachte, sie loszuwerden — und ohne sich einzugeschehen, daß es doch nicht Liebe gewesen, die sie zu ihm anführte, daß ihre Sehnsucht, aus den armseligen Verhältnissen zu kommen, das Leben genießen zu können, ihren Willen gelenkt, alle Bedenken in ihr erstickt hatte, war sie in Jorn geraten und hatte alle Schuld an dem, was sie getan, ihm zugeschoben.

Sie seufzte tief auf: Mein Gott — wie anders wäre alles geworden, wenn sie einen Teil des Geldes geerbt hätte — nicht ausdenken ließ sich das, ihr Gehirn hatte nicht Kraft genug, sich alles vorzustellen.

Nur das eine stand ihr vor Augen: Nie wäre sie in diese Lage, in der sie sich jetzt befand, geraten — reich, geachtet, makellos hätte sie dagestanden, hätte nicht fürchten brauchen, jeden Tag, jede Stunde, wie sie es jetzt tat, daß er sie verlassen, sie eine abgedankte Geliebte sein könnte.

Immer tiefer wühlte sie sich herein, immer neue Vorstellungen kamen ihr — ihr Kopf glühte, die Migräne, die sie vorgeschlitt, hatte sie jetzt wirklich befallen, sie wollte versuchen, nicht mehr zu grübeln, zu denken, vielleicht konnte sie schlafen, vergessen — bis zum anderen Morgen.

Am Rande des Tages würde sie ruhiger denken, überlegen können, dann würde auch Boris kommen, sie mit ihm sprechen. Es war vielleicht alles nur Wahn, im Kopf einer alten, kranken Frau entstanden: der General war gestorben, ehe er ausführen konnte, was er ihr versprochen, und sie quälte sich mit Phantasien.

(Fortsetzung folgt.)

Goethe und die Berliner Singakademie.

(Zu ihrem Jubiläum am 24. Mai.)

Goethe hat niemals die weltberühmten Aufführungen der Singakademie, dieses ersten Musterinstitutes der Gesangkunst, deren 125. Geburtstag am 24. Mai festlich begangen wird, persönlich genossen, und doch spielt er in der Geschichte dieses Vereins eine wichtige Rolle, hat den innigsten Anteil genommen an seinem Aufblühen und Gedeihen. Das Bindeglied zwischen Goethe und der Singakademie war Goethes liebster Altersfreund Zelter, der zwar nicht der eigentliche Gründer, aber doch der geistige Schöpfer und Vater des Institutes wurde. Als „auswärtiges, doch im Geist stets gegenwärtiges Mitglied der Singakademie“ hat der Gesangsmeister den Weimarer Dichtersfürsten gefeiert. Aus „Singe-Tees“, die der Musiklehrer Fasch seit 1789 in angesehenen Berliner Häusern veranstaltete, ist die Singakademie entstanden, der der damals noch als Maurermeister tätige, aber der Tonkunst begeisterte hingeebene Zelter die erste Heimstätte und den Namen gab, indem er dem kleinen Verein in einer Vorhalle des Gebäudes der Kunstakademie einen brauchbaren Versammlungsort entdeckte. So war aus der privaten Gesellschaft eine öffentliche Anstalt geworden, der erste bedeutende Gesangsverein, der bald zum Mittelpunkt des musikalischen Lebens in Berlin, zur Hauptpflegestätte des deutschen Kunstgesanges wurde. Als der erste Direktor Fasch 1800 starb, trat sein Schüler Zelter an seine Stelle und führte die Akademie rasch auf ihre künstlerische Höhe. Goethe nahm an diesem tüchtigen Wirken seines Freundes den lebhaftesten Anteil. Als Zelter ihm die mit rührender Liebe geschriebene Lebensgeschichte seines Lehrers zuschickte, schreibt er, er habe mit besonderer Freude Das über die Entstehung der Singakademie gelesen. „Wie sehr habe ich dem guten Fasch gegönnt, daß er so glücklich war, eine solche Idee zuletzt noch realisiert zu sehen.“ Und als ihm der Musiker bald darauf seine Denkschrift über Förderung der Musik in den preussischen Staaten mitteilte, gibt er ihm wichtige Ratschläge über die Pflege des deutschen Liedes, die in dem Wirken der Singakademie ihren großartigen Ausdruck fanden. Ist doch der deutsche Gesang von dem Schaffen eines Dichters so tief beeinflusst worden wie von der Lyrik Goethes, und Zelter ist es gewesen, der als Erster die ganze Bedeutung der Goetheschen Gedichte für den deutschen Gesang erkannte und mit unermüdlicher Hingabe seine Schöpfungen ins Reich der Töne verpflanzte.

Goethe hat für die Singakademie verschiedene Lieder gedichtet, zu Zelters 70. Geburtstag eine Kantate verfaßt; die erste Musik zum Faust, die des Fürsten Radziwill, wurde von dem Vorstand der Singakademie herausgegeben — kurz, die Singakademie betrachtete den Dichter durch Zelters Vermittlung und Vertretung „als den Ihrigen“. In dem umfangreichen Briefwechsel zwischen den beiden Freunden spielt Zelters „Lieblingskind“ eine große Rolle; von allen Aufführungen und Erfolgen, von allen hohen Besuchen und Festen der Singakademie erzählt Zelter ausführlich, und Goethe begleitet jede Erwähnung mit freundlichem Beifall, mit hilfsreichem Rat. In den lebhaftesten Farben malt der Musiker die Vollkommenheit seines Chors, die Schönheit der Darbietungen; er schildert den innigen Zusammenklang der Stimmen und der Seelen, wie die mehr als 300 Mitglieder eine einzige große Familie seien; wohl werde „viel geklatscht“, und man behaupte, die Akademie sei „eine stille Heiratsanstalt“; aber wenn sich beim Gesang ab und zu auch die Herzen fänden, so sei das doch nur eine Seligkeit mehr. Und all diese Schilderungen gipfeln in der Bitte, daß Goethe in diesem ihm geweihten Kreise erscheinen möge; das werde für ihre Kunst von großem Nutzen sein: „Unser Chor ist an jeho immer noch nichts weiter als eine große Orgel, in der jede Pfeife ein vernunftfähiges Wesen ist und die ich mit meiner Hand spielen lassen und stellen kann; er kann das Allerhöchste werden, aber er verlangt auch den allerhöchsten Geist, der es beherrscht. Sähen und hörten Sie ihn nur ein einziges Mal, es würde Ihnen ein Licht aufgehen, was noch keinem aufgegangen ist; Sie würden finden, was niemand noch gefunden.“ Und dann später: „Komm doch, lieber Junge, nur einmal noch vor meinem Tode nach Berlin, damit Du hier noch erfährst, wie der Himmel sein muß, wenn ich mich darauf freuen soll.“ Er ist stolz auf seine Leistung: „Gäße der große Napoleon mein Regiment gesehen, er hätte Augen gemacht! Er hat



Du bist, und bist auch nicht, du bist, weil durch dich ist, was ist: und bist nicht, weil du das, was ist, nicht bist. F. Rüderi.

Weltteile durchzogen — das hat er nicht gesehen“, und zum Schluß der alte Kehrreim: „Und daß Du es nicht sehen sollst, ärgert mich.“ Goethe bedauerte das nicht minder, und immer wieder hat er geklagt, daß er dieses „höchsten Genusses“ nie teilhaftig geworden. Aber den großen Entschluß, in die Reise- tutsche nach Berlin zu steigen, hat er trotz aller Sehnsucht nicht gefaßt. Er begnügte sich mit schriftlichen Ermunterungen und Ratsschlägen; so hat er besonders an dem neuen Ge- bäude, in das die Singakademie 1827 zog und in dem sie noch heute blüht, im Geiste lebhaft mitgearbeitet. War er doch zu gleicher Zeit in ähnlichen Räten mit dem Wiederaufbau des abgebrannten Weimarer Theaters. „Als dem Geiste nach der Singakademie wohl Verwandter“, gibt er über den Plan sein Urteil und gratuliert zur „gesegneten Einweihung“. Aus der Ferne genoß er jede bedeutende Aufführung mit, und als die Singakademie ihr Wirken für die klassische Musik mit der ersten Aufführung der Bach'schen Matthäus-Passion 1829 krönte, da beglückwünschte er den Freund „zu so vollendetem Gelingen des fast Undarstellbaren; es ist mir, als wenn ich von ferne das Meer brausen hörte . . .“



Aus der Kriegszeit.

Neues aus dem Sprachschatz der Feldgrauen. Wenn die gegenwärtige Kriegszeit in viel stärkerem Maße eine Be- reichung und Ausbreitung der Soldatensprache bewirkt als dies in früheren Kriegen der Fall war, so erklärt sich das zum großen Teile aus dem alles Frühere in den Schatten stellenden Umfang der Heere und aus dem regen Zusammen- leben der Truppen aller Vundesstaaten im Felde. Auf diese Weise werden die Dialekte einander genähert, mancherlei Verschmelzungen finden statt, und der eine übernimmt vom andern, was ihm passend und mundgerecht scheint. Weiter kommt hier auch die Zahl der kriegstechnischen Neuerungen in Betracht, für die neben den offiziellen Namen selbstver- ständlich auch volkstümliche Bezeichnungen geprägt werden mußten. Aus einer großen Menge neuer Worte und Rede- nungen aus dem Sprachschatz der Feldgrauen, die sich in dem bei Alfred Töpelmann erscheinenden Büchlein: „Wie der Feldgrau spricht“ von Karl Bergmann findet, ist von neuem zu ersehen, daß wir bereits über eine sehr gehaltreiche Sol- datensprache des Weltkrieges verfügen, die noch immer im Zunehmen begriffen ist. Am nabeliegendsten ist es natürlich, die neuen Geschütze mit besonderem Namen zu belegen. So wird ein italienisches Geschütz in Südtirol „Bulldogge“ ge- nannt; die feindlichen Kriegerkanonen, die sich gegen unsere Flugzeuge richten, werden wegen ihres an Hundegebell er- innernden Geräusches als „Bauwau“ oder auch „Spikerle“ bezeichnet. Die schweren Feldhaubitzen wurden wegen ihrer gedungenen Form „Kröten“ genannt, die auf ein sehr niedriges Radgestell montierten österreichischen Gebirgs- kanonen wurden von den Deutschen „Dackel“ getauft. Aber nicht nur die einzelnen Geschütze, sondern auch ganze Bat- terien erhalten ihre besonderen Namen. So heißen die Motorbatterien wegen ihres oft raschen Wechsels der Stellun- gen „Wanderzirkuse“, „Reiseprediger“ und „Reiseonkels“. Eine besonders gelungene Bezeichnung erfand man für dem Feinde abgenommene Geschütze, die mit erbeuteter feindlicher Munition geladen und von deutschen Mannschaften bedient werden. So nennt man die belgischen Geschütze mit bayeri- scher Bedienung, französischer Munition und englischen Zielen — die „Internationale“. Da der Geschützkampf humoristisch als Liebesgabenpalettausatz bezeichnet wird, sagt man auch von den neuen Geschossmaterial heranbringenden Munitions- kolonnen: „Die Paketpost schafft Liebesgaben herbei.“ Die Geschosse selbst werden nach ihrer Gestalt und häufiger noch nach den eigenartigen Geräuschen benannt, die sie erzeugen. Daher heißen die Granaten der französischen Flachbahn- Schnellfeuergeschütze „Kettenhunde“, weil sie wie ein böser Hund durch die Luft „anspringen“. Bezugsnehmend auf die Schnelligkeit und dem nicht gerade wunderbaren Explosions- geruch werden die großen französischen Sprenggranaten als „Stinkwiesel“ bezeichnet, die langsamer fliegenden länglichen schweren Geschosse als „Blindschleichen“. Bei den bayerischen Truppen ist für die schweren deutschen Geschütze die Bezeich- nung „Rollwagel“ üblich, von anderen Feldgrauen wurden sie „Rollschuhläufer“ getauft. Ein feindliches Geschütz, das sich durch Lautlosigkeit beim Abschuß und dann erst beim Nahen

immer verstärktes Pfeifen auszeichnet, heißt sehr charak- teristisch „Marie auf Soden“ oder auch „die Sodenmarie“. Ein anderes mit gurgelndem Geräusch durch die Luft sausen- des Geschütz erhielt den bei allen Feldgrauen gebräuchlichen Namen „Gurgelaugst“.

Der Gesundheitsminister der „Daily Mail“. Der Arzte- mangel in England, der besonders auf den unerwartet großen Verbrauch von Ärzten im Felde und bei den Territorial- truppen zurückzuführen ist, gestaltet das sich immer mehr zu- spitzende Problem des Gesundheitszustandes der Zivilbe- völkerung nachgerade zu einer der allerersten und dringendsten Sorgen. Wie weit die Situation in dieser Beziehung bereits in England geblieben ist, geht aus dem Vorschlag der „Daily Mail“ hervor, der gegenwärtig in den Kreisen der Regie- rung sowohl wie auch des Publikums eifrig besprochen wird. Die höchst bedenklichen Gesundheitszustände veranlassen näm- lich das Londoner Blatt zu dem Ruf nach einem neuen Minister, der den offiziellen Titel „Gesundheitsminister“ er- halten soll: „Während wir uns mit der wirtschaftlichen Neu- organisierung der Zivilbevölkerung beschäftigen, wirft eine äußerst ernste Gefahr ihren Schatten auf das öffentliche Leben. Der Mangel an Männern und die außerordentliche Vermehrung der Arbeit zwingen uns, alle verfügbaren Kräfte aufs äußerste anzuspannen, und in Wirklichkeit besitzen wir heute zwei Armeen — die Armee der Kämpfer und die nicht weniger wichtige der Kriegsarbeiter. Da jede Armee in gleichem Maße von der anderen abhängig ist, sollte auch für beide in gleicher Weise gesorgt werden. Leider war dies aber bisher durchaus nicht der Fall. Denn während auf die Ge- sundheit unserer Truppen nach wie vor mit aller möglichen Sorgfalt geachtet wird, begehrt man der Zivilbevölkerung gegenüber in diesem Punkte schwerwiegende Unterlassungs- sünden. Die Zahl der Erkrankungen in England selbst nimmt ständig zu und vermindert die Produktionsfähigkeit unserer Fabriken und Werkstätten. Darum sollte ein neuer Mann aufgestellt werden, der in Zukunft hierfür verantwortlich ist, ein Mann, an den man sich in allen Fragen betreffs der Ge- sundheitspflege wenden kann. Wie regellos der Verlust an Menschenleben bei uns zunimmt, geht allein aus der Tatsache hervor, daß im letzten Jahr von je 1000 neugeborenen Kin- dern 105 starben. Auch die nervösen Leiden der Frauen haben in England nach Meinung der Ärzte in den letzten Monaten in geradezu erschreckender Weise zugenommen. Darum verlangen wir, daß eine geeignete Persönlichkeit mit der Wiederherstellung des normalen Gesundheitszustandes betraut wird, darum erschallt unser dringender Ruf nach einem Gesundheitsminister.“

Die größte Schreibmaschine der Welt. Es ist wohl selbst- verständlich, daß auch diese technische Größenrekordleistung aus Amerika stammt, dem Lande der ungehemmt sich dehnen- den Dimensionen. Die amerikanischste Erscheinung der letzten Jahre auf diesem Gebiet, die in normalen Friedens- jahren auch ungleich mehr Staub aufgewirbelt haben würde, war wohl die Internationale Panama-Pacific-Ausstellung in San Francisco, die den endgültig vollendeten, unterdessen wieder stark verschütteten Panamakanal sofort durch eine Art Krönung in seine Weltstellung einführen sollte. Ein beson- derer Ausstellungsblick, der keine Leistungserhöhung zum Zweck haben kann, ist, wie W. Forstmann im „Prometheus“ erwähnt, eine Riesenschreibmaschine, die alle in solchen Spiele- reien bisher erreichten Maße noch um ein Erledliches über- trifft. Dieses Mammut unter den Schreibmaschinen mit einem Gewicht von 14 Tonnen ist 1728mal größer als ein normales Modell erbaut worden, d. h. die lineare Ausdehnung ist das Zwölffache der sonst gewohnten. Zwischen den Typen an den Buchstabenhebeln vorbei können Menschen bequem den Maschinenrücken, der 5 Meter über der Erde zu liegen kommt, erklimmen. Die in die Tiefe gewölbte Ausbuchtung zwischen den beiderseitigen Hebelanordnungen ergibt ganz lauschige, fast grottenartige Plätze für leicht zwei Personen. Um die auf einem 3 Meter breiten Papierstreifen 3 Zoll hohe Schrift zu „tippen“, muß ein elektrischer Motor in Bewegung ge- setzt werden; mit seiner Hilfe wird die Schreibfertigkeit eines „gewöhnlichen“ Bureaufräuleins an einer „gewöhnlichen“ Schreibmaschine auf die Riesenmaschine übertragen. Das Schreibmaschinenzimmer, das sich in diesem Fall mit dem einen Exemplar begnügen muß, hat trotzdem die Maße von 8×10×8 Meter. Der Apparat kostet die respectable Summe von 100 000 Dollar, also nicht allzu weit von einer halben Million Mark entfernt.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsgeichte, Novellen usw.

* „**Alexius.**“ Ein Weltfriedenstraum von Karl Ernst Theodor. (Kenien-Verlag, Leipzig.) Auch wenn der Verlag es nicht verraten hätte, daß unter diesem Pseudonym ein bekannter Leipziger Gelehrter sich verbirgt, wäre es nicht schwer aus dem Stoff wie auch aus seiner Behandlung den Bildungspoeten zu spüren. Die alte Alexius-Sage, die schon im Mittelalter viele Poeten reizte, wird uns hier im modernen Gewande, ein in fünfzügigen Jamben geschriebenes Drama, aufgetischt. Der vornehme Römer Alexius verläßt aus Liebe zur christlichen Vollkommenheit am Hochzeitstage Braut, Heimat und Reichthum, um nach langjährigem Pilger- und Predigerleben unerkannt, als Bettler, unter der Siegel im Hause seines Vaters zu sterben. An seinem Todestage lauten alle Glocken Roms von selbst und sein Reichthum verliert Wunder. Als moderner Mensch verinnerlichte K. E. Theodor diese Legende und schuf aus der blassen Gestalt des Heiligen einen strebenden, zweifelnden, lebendigen Menschen, hat jedoch statt eines Drama ein Epos in Jamben gesprochen geschrieben, was bei dem absolut undramatischen Stoff auch nicht gut anders möglich war. M. Ch.

* Ernst Zahn: „Einmal muß wieder Friede werden.“ (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin.) Dieser kleine Kriegsromanband des beliebten Schweizer Dichters zeigt Ernst Zahn nicht von seiner stärksten Seite. Es sind keine zarte Novellen, die überall die Spuren seiner Erzählungskunst tragen, besonders die erste Novelle, „Kriegszeit“ benannt, aber das Kraftvolle, das so manchen früheren Arbeiten des Dichters eigen ist, lassen sie vermissen. Die Erzählungen spielen sich an der Grenze ab, noch in der Schweiz, aber doch so, daß Kanonendonner hineindröhnt und das Kriegsgelend auch dort zu finden ist. Immerhin werden Zahns zahlreiche Freunde und Verehrer auch diesen Band nicht missen wollen, birgt er doch wieder manches Schöne und Wertvolle, auch eine Anzahl schwungvoller Gedichte. B. v. N.

* „**Aus großer Zeit.**“ Dichtungen von Theodor Guntz. Godesberg a. Rh. (Verlag der Buchhandlung des Evangel. Pädagogiums, Godesberg.) Der Kleinerttrag des billigen Heftchens ist für Hinterbliebene gefallener Krieger bestimmt.

* „**Sturm im Osten.**“ An Österreichs Seite in den Karpathen und Galizien. Von Helmut Unger. (Verlegt bei Gottlob Koezle in Chemnitz.) Aus den Tageszeitungen sind uns diese fesselnden Kriegsberichte meist schon bekannt geworden. Sie werden auch in ihrem Zusammenhang durch ihre Frische und schlichte Unmittelbarkeit viele Leser anziehen.

* „**Volksschriften zum großen Krieg.**“ (Verlag des Evangelischen Bundes, Berlin, W. 35.) Neu erschienen sind: „**Polen**“ von Lic. Dr. R. Wölter, Privatdozent in Wien. — „**Deutsche Ostern 1918**“, ein Ostergruß für Deutschlands Krieger von D. Otto Everling. — „**Rundgebungen unseres Kaisers im Kriege.**“

Romane, Novellen usw.

* „**Frau von Werth und ihre Enkel.**“ Roman von Maria Diers. (Verlag M. Seyfert, Dresden.) 347 Seiten. Verla, Frau von Werths, der Gutsherrin auf Gessow, einzige Tochter, hat, trotz aller Hindernisse, erzwungen, den berühmten Schauspieler Wolfram heiraten zu dürfen. Die Enttäuschungen dieser Ehe kommen nur zu bald, so daß die junge Frau nach vielen Kämpfen zur Mutter flüchtet. Mit den geregelten Verhältnissen und der Ruhe der Umgebung tritt allmählich in Frau Werths Befinden fortschreitende Besserung ein und sie kann sich der Erziehung ihrer Kinder widmen. In Gans, dem Ältesten, wühlt die Sehnsucht nach dem Vater. Nach Jahren seines Aufenthaltes auf Gut Gessow hat er endlich erreicht, daß der Vater seine drei Kinder zu sich ruft. Das sensible Innenleben Frau Werths hält diesem Schicksalsschlag nicht stand; sie verfällt in religiösen Wahnwitz. Gans, Roland und Ilse, die gepflegten und behüteten Kinder, kommen in ganz ungeordnete Verhältnisse, in das Haus ihres Vaters. Es folgen Jahre bitterer Not und schwerer Entbehrung. Roland wird todkrank, Ilse erlebt die große Enttäuschung der ersten Liebe und Gans steht vor einem Duell. Just in diesen Wirrwarr kommt die Großmutter wie ein rettender Engel. Sie schafft Klarheit, ordnet die äußeren Verhältnisse und nimmt die drei Enkelkinder mit sich, daß ihnen Gessow zum zweiten Male seine Tore zur Heimat öffnet. Das Buch ist eine unterhaltsame Lektüre für mühsame Stunden, kaum mehr; es fehlt die Wärme und die frohe Tiefe, die wir in sonstigen Werken der Verfasserin gemohnt sind. Gewiß hat auch dieser Roman seine guten Seiten; ganz allerliebste Episoden aus dem Leben der Kinder an erster Stelle zu nennen. Aber trotzdem — es geht ein kramphafter Mühen nach Problemen und deren gewaltsamen Lösungen durch die ganze Handlung, Konflikte ent-

stehen, die die Verfasserin nur notdürftig entwirren kann. Marie Diers, hier scheint mir des Übels Grund zu liegen, spielt zu viel mit Lebenszufälligkeiten, die sich nirgends zu Geschichtsnöthigkeiten verdichten und naturgemäß zu „Gartenlaubmotiven“ ausarten müssen. M. v. L.

* „**Die Halsbandgeschichte.**“ Erzählt von Wilhelm Schäfer. (München und Leipzig, bei Georg Müller.) Aus der geistreichen Vorrede zu dem Zeitbilde, das uns der rheinische Dichter mit Meisterschaft entwarf, spricht eine gewisse Unterschätzung des Geschichtlichen, in die gerade der seines souveränen Schaffens stolz bewußte Poet leicht verfallen kann. Und doch ist es nur eine glänzende Halbwahrheit des Aristoteles, die auch Lessing und Schiller nachsprachen, daß die Tragödie — und mit ihr die Dichtung überhaupt — philosophischer sei als die Geschichte. Aber dieser theoretische Protest schließt es nicht aus, daß man schließlich bewundern muß, wie der Dichter hier in freier Nacherzählung eine der merkwürdigsten Ständelgeschichten vom rein Zufälligen befreit, als Typus einer furchtbaren Vererbung aller sittlichen Begriffe erscheinen läßt, der eine Sündflut folgen mußte. Er bleibt eben durchaus Künstler, ohne dem Wahrheitsgehalt der Geschichte Wesentliches zu vergeben. In solcher Weise sollte Schäfer wohl auch noch andere historische Dinge ethisch und künstlerisch konzentrieren. er.

Zeitschriftenchau.

* Das 10. Heft der „**Deutschen Bühne**“ bringt außer dem Beschuß über den „Fall Reinhardt“ und dem „Vericht der Neuen Theater-A.-G.“ noch eine sehr interessante Schilderung des Gastspiels der Darmstädter Hofoper im Brüsseler Theater de la Monnaie von Paul Eger. Viel Interessantes bringen die letzten Hefte der „**Dramaturgischen Blätter**“. (Herausgegeben vom Meier Stadttheater.) Aus dem 3. Heft sind hervorzuheben der Aufsatz über „**Hebbel**“ von Karl Hagemann und „**Strindberg und die Frauen**“ von Friedrich Krefka. Die „**Bemerkungen über Strindberg**“ von Ommis wirken dagegen etwas zu gewollt und Waags „**Königin Christine**“ hört sich bis zur letzten Zeile wie eine Erzählung an; erst dann erfährt man mit Erstaunen, daß der Verfasser von dem Werke Strindbergs spricht. Das 4. Heft füllt eine lehrreiche Abhandlung über die Darstellung von „**Goethes Faust**“ (1. Teil) auf der Bühne von Hans Waag. Im 5. Heft beklagt sich Dr. E. L. Stahl über die Vernachlässigung der „**Deutschen Märchen auf der Bühne**“, gewährt Dr. W. J. Becker einen Einblick in die Beziehungen der Romantiker zur Bühne, plaudert Friedrich Rosenthal geistreich über „**Brahms letzten Stil**“, während Carla von Bodum-Dolffs mit ihrem sehr feinen Urtheil über die Nachbesetzung des Dramas den Schluß des Heftes bildet. C.-I.

* Mit Nr. 49/52, dem März-Heft, schließt der 1. Jahrgang des „**Wieland**“ ab. Das farbige Titelbild ist von Ludwig Kainer gezeichnet. Das reichhaltige Heft enthält ferner u. a. interessante Originalzeichnungen von A. Sohn-Reithel, Professor Wackerle, Holz, vier Schwarzweitz- und eine farbige Zeichnungen aus Ägypten von Professor Emil Orlik, die einen Artikel „**Ägyptisches**“ von Albert Seheimer illustrieren; ferner 4 Gedichttafeln zu einem Artikel von Dr. Otto Hoff, farbige Blätter von Menatus Beech und Schilling, Karikaturen von Ehrenfried und Erich Gruner. Der literarische Teil bringt ein Gedicht „**Mahnung**“ von Vissauer mit einer Umrahmung von Reithel, außerdem Skizzen von Georg Hirschfeld, Ernst Szep (übersetzt von Stefan J. Klein), einen kunstgeschichtlichen Artikel von Dr. Wilhelm Vode, eine Novelle von P. P. Snjedsch, „**Auf den Spuren Prinz Eugens in Flandern**“ von Paul Enderling und ein Gedicht von Alfred Richard Meyer (s. St. im Felde), Historica.

* Unter den Aufgaben, die die deutsche Wankunst nach Beendigung des Krieges zunächst werden beschäftigen müssen, stehen die Siebelungen an erster Stelle. Über die Siebelungsfrage ist eine Auswahl der besten Lösungen in vorbildlichen Abbildungen im Aprilheft der Münchener Monatschrift „**Die Kunst**“ (Verlag Bruckmann, München) vorhanden, mit einem vorzüglich orientierenden und den Kern der Sache treffenden Aufsatz von Dr. W. E. Behrendt. Im übrigen ist das Heft reich illustriert. So finden wir einen umfangreichen, mit vielen Abbildungen ausgestatteten Aufsatz über die von dem bekannten Maler Adolf Münzer in der Düsseldorf. Regierung geschaffenen Deckengemälde, dann zum größten Teil farbige wiedergegebene Zeichnungen des bekannten Malers Ferdinand Staeger über seine Züge mit dem Korps Hofmann in Ostgalizien; ferner u. a. ein illustrierter Aufsatz über die Ausstellung der Freien Sezession in Berlin über die Große Wiener Mode-Ausstellung.